

ein Wirkliches, das zur Pflanze werden kann und dazu ein Anlagesystem in sich trägt; und die ausgebildete Pflanze ist die Erfüllung der Anlage. Damit aber ist das Tiefste und Ursprünglichste der Aristotelischen Potenz-Akt-Lehre noch nicht erreicht. Seiende können nur dann in Potenz zu weiteren Vollkommenheiten sein, wenn sie in ihrem inneren Wesen aus Potenz und Akt zusammengesetzt sind. Potenz und Akt in *diesem ursprünglichen* Sinn sind nicht selbst Seiende oder konkrete Seinsteile, anderseits nicht nichts und auch nicht Halbseiende, sondern innere, sich gegenseitig zur Einheit und Ganzheit des zufällig Seienden ergänzende, konstituierende, metaphysische Seinsbestandteile, derart, daß die Potenz, der erfüllbare innere Seinsbestandteil, auf den Akt als ihre erste Vollendung und ihr erstes Ziel hingeordnet ist. Zur Durchführung dieses Lehrstückes vgl. C. Nink, Sein und Erkennen, Leipzig 1938, 60 f., 92—124. Das vorliegende Buch lehnt die Aristotelische Potenz-Akt-Lehre von einer Seinsauffassung aus ab, die gar nicht zur innerlich sinn- und zweckvoll gegliederten Urstruktur des Seienden vordringt und damit auch nicht zum ursprünglichen Sinn der Seins- und Erkenntnismodi gelangen kann. Es sieht gar nicht, daß die Seinsweisen: Möglich-, Unmöglich-, Notwendig- und Zufälligsein (Wirklich- und Unwirklichsein) sich auf die Weise beziehen, wie Identität oder Verschiedenheit zwischen ens und actus entis primus oder secundus bestehen kann. Es sieht nicht, daß Identität nicht bloß Übereinstimmung der Sache mit sich selbst besagt, sondern ursprünglich und zutiefst einen dem Seienden *innerlichen Sachverhalt*, d. h. ein *Verhältnis* der Sache zu dem, *was sie ist*. In innerem Zusammenhang damit bleibt auch das dem Seienden innewohnende Grund-Folge-Verhältnis sowie seine immanente Zweckbestimmtheit unbeachtet, die teleologische Seins- und Weltbetrachtung muß ausscheiden, und Antinomien auf dem Grunde des Seins sind unvermeidlich. Infolge der selbstgemachten Aporien kann der Satz vom zureichenden Grund gar nicht mehr in seinem ursprünglichen Sinn bestimmt werden und muß der kosmologische Gottesbeweis, der aus dem Verhältnis von ens und actus entis contingentis geführt wird, in seinem Sinn verfehlt werden. — Hiermit sind selbstverständlich nur einige grundlegende Lehrstücke berührt, die aber infolge ihrer Eigenart in alle weiteren Begriffe und Zusammenhänge hineinwirken.

C. Nink S. J.

Hoenen, P., Philosophie der anorganische natur. gr. 8<sup>o</sup> (461 S.) Antwerpen 1938, N. V. Standaard-Boekhandel. Fr 48.—.

Zu den größten Anliegen der scholastischen Philosophie von heute gehört die Schaffung einer Kosmologie, die den modernen Ansprüchen genügt. Das vorliegende Werk will eine solche Philosophie bieten für den anorganischen Teil der Natur. Der Verf. offenbart außer einem großen philosophischen Können eine umfassende Kenntnis der modernen Naturwissenschaften, wodurch er wie kaum einer befähigt wird zum Bau einer echten Kosmologie. Für H. ist es eine Selbstverständlichkeit, die er deshalb auch nur nebenbei erwähnt, daß jede naturphilosophische Besinnung gegründet werden muß auf die Erfahrung, und zwar die wissenschaftliche Erfahrung. Darum müsse auch einer streng aristotelisch-scholastischen Naturphilosophie, wie sie die hier angezeigte sein will und ist, eine breitere und solidere Erfahrungsbasis gegeben werden, als es im Mittelalter überhaupt möglich gewesen ist.

Es ist bei der ausgeprägten Selbständigkeit und Originalität des

Buches selbst im Rahmen einer eingehenden Besprechung nicht gut möglich, alle Einzelheiten des näheren zu behandeln; deshalb sollen nur die wichtigsten und bedeutendsten Punkte angedeutet oder einer genaueren Betrachtung unterzogen werden. Nach einer mehr einführenden Darlegung der Prinzipien der Naturphilosophie wird die Ausdehnung der materiellen Welt einer tiefgründigen Analyse unterzogen. Bei der dann folgenden Behandlung des Raumproblems finden auch die modernen physikalischen Raumtheorien eine entsprechende Beachtung sowie philosophische Vertiefung und Auswertung. Originell ist die modernisierte Deutung der aristotelischen Lehre von der Lokalisation. Der Ort (*locus*) eines Dinges soll im Sinne der Kontrakttheorie dadurch gegeben sein, daß der Gegenstand eingebettet ist in den umgebenden Äther. Man kann sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, als ob der hypothetische Äther nur erhalten müsse, um eine aristotelische Definition zu retten. Auch in anderen Fällen spielt der Äther eine ähnliche Rolle.

Die Hauptaufgabe der Naturphilosophie sieht H. in der *Erklärung der Vielheit und der Veränderung in der Natur* und widmet dementsprechend der Lösung dieses Problems den größten Teil seiner gründlichen Untersuchungen. Diese Aufgabe bedingt naturgemäß eine Auseinandersetzung mit allen Versuchen einer mechanistischen Naturauffassung. Unter den vielen instruktiven historischen Durchblicken, die sich in dem ganzen Buch verteilt finden, ist wohl einer der interessantesten die Klarlegung mechanistischen Denkens. H. erblickt den tiefsten Fehler dieser Philosophie nicht so sehr in der Leugnung der Aktivität im Anorganischen als vielmehr in der Nichtbeachtung des passiven Werdens; der erstere Denkfehler sei erst eine konsequente Folgerung aus dem letzteren. Daß ein mechanisches Weltbild nicht imstande sei, auch nur die anorganische Natur verständlich zu machen, ist unterdessen übrigens auch die Überzeugung der Naturwissenschaftler selbst geworden. Es gibt neben der Ortsveränderung und den sie bewirkenden lokomotorischen Kräften noch andere Zuständlichkeiten des anorganischen Seins, die Qualitäten, die quantitativ nicht restlos faßbar sind. Änderungen dieser Zuständlichkeiten bedeuten im Gegensatz zu der äußeren Ortsbewegung ein *inneres* Anderswerden. Als qualitative Bestimmtheiten des Dinges dürfen jedoch nicht die Qualitäten-Paare der Alten (Kalt — Warm usw.) betrachtet werden. H. zählt folgende Grundqualitäten des anorganischen Körpers auf: Bewegungsenergie, elastische Kräfte, elektromagnetische und Schwereigenschaften. Die Ableitung dieser Beschaffenheitsformen zeigt ein tiefes philosophisches Verstehen der Ergebnisse naturwissenschaftlichen Forschens. Die Qualitätsänderungen finden ihre allein mögliche Erklärung durch die aristotelische Lehre von Potenz und Akt.

Nicht schlüssig scheint uns indessen die Durchführung dieser Überlegungen zur *Erklärung der anorganischen Substanz*. Bekanntlich hat Aristoteles und mit ihm die Scholastik neben den akzidentellen auch substanzielle Änderungen angenommen und darauf das System des Hylomorphismus gegründet. Daß derartige Wesenswandlungen im Sinne der alten Naturwissenschaft nicht nachweisbar sind, wird heute fast allgemein zugegeben. H. sucht nun die Zusammensetzung auch der anorganischen Materie aus Urstoff und Wesensform zu beweisen aus den substanzialen Änderungen, die stattfinden bei der Aufnahme anorganischer Substanzen in den belebten Körper, wo sie Bestandteile des Organismus werden. Bei dieser Verwandlung anorganischer Stoffe in orga-

nische müsse die individuelle Selbständigkeit der unbelebten Stoffe verloren gehen und durch eine höhere ersetzt werden. Das sei aber nur möglich, wenn auch die anorganischen Körper aus Stoff und Form, letztlich aus Urstoff und Form beständen. Dieser Schluß ist wohl nicht zwingend. Man darf die Individualität im Anorganischen nicht übersteigern, und dann scheint es möglich, daß anorganische Materie — zwar nach akzidenteller Organisation zu komplizierten Gebilden — ihrem ganzen Sein nach aufgenommen wird in die höhere lebendige Einheit, daß sie also als Ganzes „Stoff“ ist im Organismus. Eine hylomorphistische Struktur des materiellen Seins ließe sich nur dartun, wenn es gelänge, im Anorganischen selbst Veränderungen nachzuweisen, die nicht nur akzidenteller Natur wären.

Seine eingehende Analyse der heutigen *Atomtheorie* stützt H. auf den zuvor in der erwähnten Weise statuierten Hylomorphismus. Die Analyse selbst macht das peripatetische System in keiner Weise wahrscheinlich. Es folgt daraus nur, daß, wenn das System zu Recht besteht, ihm auch aus der Atomtheorie keine unüberwindlichen Schwierigkeiten erwachsen. Daß es aber berechtigt sei, ist sicherlich nicht die nächstliegende Deutung der physikalischen Theorie, im Gegenteil die Ergebnisse der heutigen Naturwissenschaft sind der aristotelisch-scholastischen Körpererklärung wenig günstig. Zwar ist auch Ref. der Überzeugung, daß eine echte Naturphilosophie nur möglich ist auf Grund der aristotelisch-scholastischen *Prinzipien*, glaubt aber, daß die Anwendung dieser Prinzipien auf die gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Ergebnisse nicht immer zu aristotelisch-scholastischen *Resultaten* führt.

Wenn wir auch nicht in allem mit dem Verf. einig gehen konnten — auf viele Übereinstimmungen konnte bei dem beschränkten Raum nicht hingewiesen werden —, so müssen wir das Buch doch begrüßen als den heute weitaus besten Versuch, die Naturphilosophie auf die Höhe zu bringen, die dem jetzigen Stand der Naturwissenschaften entspricht.

N. Junk S. J.

Conrad-Martius, H., *Ursprung und Aufbau des lebendigen Kosmos*. 8<sup>o</sup> (370 S.). Salzburg 1938, Müller. M 5.70.

Das Buch untersucht das grundlegende Problem der von der Erfahrung ausgehenden modernen Philosophie des Organischen, das Problem des Werdens der Organismenwelt durch Entwicklung. Zwei Teilfragen sind zu beantworten: die Frage nach der Tatsächlichkeit einer durch Abstammung vermittelten Entwicklung und die nach der Form, unter der sie vor sich ging. Die Beantwortung der letzteren Frage soll erschlossen werden aus dem tatsächlichen Ergebnis des Vorgangs, d. h. aus der hierarchischen Gliederung des jetzt bestehenden lebendigen Kosmos.

Das Erscheinen des Buches gerade in dieser Zeit ist sehr zu begrüßen. Denn die Abstammungslehre ist im Begriff als Dogma, d. h. als eine in bestimmten Worten formulierte Lehre, die gar keiner Begründung mehr bedarf, Gemeingut unserer Zeitgenossen zu werden. Die Verf. weist nun in überzeugender Weise zweierlei nach, erstens: daß die Zeit zu einer endgültigen Formulierung unseres Wissens über die Tatsache der Entwicklung noch nicht gekommen ist; und zweitens, daß die vulgäre Fassung, wie sie gewöhnlich vorgelegt wird, falsch ist. Das erste ergibt sich aus der Erforschung der den Schlagworten zu Grunde liegenden wirklichen Lebensvorgänge, z. B. der Ontogenese oder Einzelentwicklung